

Maci – der Bär

Am Anfang war der Bär ...

Dabei war es nicht einmal ein richtiger Bär, ein Bärchen eher. Ein armseliger zerrupfter Teddybär, der sicher in seiner Jugend ein ansehnliches Plüschtier gewesen sein mochte und wohl schon bessere Zeiten gesehen hatte. Im Laufe seines langen Lebens vor lauter Kinderliebe zerdrückt oder aber vor Langeweile achtlos in die Ecke geworfen (wer weiß das jetzt noch), war er nun von allen vergessen am Ende seiner Tage auf einem ungarischen Flohmarkt gelandet. Dort entdeckte ihn der Künstler unter mancherlei anderem Trödel, und einer inneren Regung folgend – mag es pures Mitleid gewesen sein oder aber nostalgische Erinnerung an seinen eigenen Kuschelbären oder ein spontaner Reflex, das arme alte Bärchen einfach nur aus seinem trostlosen Dasein zu erretten – erwarb er das elende Ding für ein paar Forint und nahm es mit nach Hause.

Dass aus dieser Begegnung der Anfang einer neuen und großartigen künstlerischen Liebe werden würde, ahnten damals wohl weder Botond noch der glücklich gerettete Bär. Und doch war es so: Der kleine Schmutzelbär begann allmählich, das kreative Schaffen des Künstlers für lange Zeit auf vielfältige Weise zu bestimmen. Im zeitlichen Abstand von acht Jahren fertigte Botond Serien von Zeichnungen, Papiercollagen-Bildern, Pappmache-Objekten, Fotografien und letztlich auch Skulpturen aus Stahl und Bronze. Witzig manchmal, skurril, bizarr, bisweilen verzerrt bis zur Unkenntlichkeit und doch immer auf eine seltsame Weise anrührend, verstörend, erschreckend sogar.

Es entstand mehr als das Abbild eines abgewetzten Stoffbären. Maci, der Bär, bot dem Künstler damals wie dem Betrachter heute eine Projektionsfläche für Kindheit, Liebe und Lieblosigkeit, gelebtes Leben, Alter und Verfall, und wurde damit zum Synonym des Kreatürlichen an sich und so letztlich auch zum Ausdruck der geschundenen Kreatur. Das mag es sein, was Botonds Arbeiten aus dieser Werkgruppe oft so intim, so persönlich erscheinen lässt, ohne dass sich dieses Gefühl des Betrachters sogleich konkret herleiten ließe.

Die Wirkung so manchen Bären-Werkes kommt mit einer Wucht einher, die in ihrer qualvollen Verzerrung an die Werke Francis Bacons erinnert, so furchtbar deformiert mutiert der Bär zu den seltsamsten Wesen wie aus einer anderen schrecklichen Welt.

Andere Arbeiten, insbesondere Zeichnungen und Fotos wiederum wirken auf den ersten Blick eher harmlos und spielerisch, auch humorvoll und entfalten eine tiefere Ebene erst beim zweiten Hinschauen.

Sieht man auf den Fotografien das Bärchen als reales Plüschtier – eingespannt in ein zierliches Gerüst aus mit Klammern versehenen Metallstangen – erscheint es oft leicht, fast schwerelos wie ein Tänzer, schwebend wie ein Trapezkünstler, mal gelenkig wie ein Kunstturner.

Aber dennoch: Was zuerst als sportliche Streck- und Dehnübung erscheint, erinnert auf den zweiten Blick an Charly Chaplin als Opfer der Maschinen in "Modern Times", an Versuchstiere im Labor. Sind dann die Metallstangen noch mit Elektrokabeln verbunden, lässt sich das Ganze unschwer auch als

Folterszenario (Guantanamo, Abu Grahib) deuten. Und sieht man erst einmal, dass der Bär kopfüber in einem Glas steckt, fast darin verschwindet, weil er aus dem Halt gebenden Gestänge gestürzt ist, oder (wie auf einem anderen Foto) die Klammern ihn ans Kreuz heften, merkt man, dass die Bärenwelt wohl tatsächlich nicht die beste aller Welten ist.

Bei allem, was ihm dort geschieht, bewahrt der Bär sein immer gleiches, unbewegtes, eigentümlich leeres und doch immer irgendwie liebenswertes Bärengesicht. Gerade diese Fotos haben es mit ihrem simplen Realismus und ihrem bunten Oberflächenreiz in sich. Im Spannungsfeld zwischen Spiel und Zwang, Beweglichkeit und Gewalt sind sie auf eine heimtückische Weise hinterfotzig, führen aufs Glatteis – mit der Garantie, am Ende trotz aller Vorsicht einzubrechen. Was bleibt, ist ein Erschrecken oder zumindest ein seltsames Unbehagen.

Erst die Transformation des realen Fundstückes in Zeichnung und Skulptur befreit den Bären aus seiner Konkrettheit, in der er in den fotografischen Arbeiten Botonds verhaftet ist und eröffnet eigene Dimensionen. Das Plüschbärchen, in seiner realen Existenz ein eher debiles Wesen ohne Eigenschaften, leer und ohne Bedeutung, wird durch seine Verwandlung neu belebt. Die Zeichnungen nehmen dem Maci seine Körperlichkeit und seinen Körper, konzentrieren sich fast ausschließlich auf den Kopf und transformieren das reale Plüschtier in eine übergeordnete Kategorie. Mal wird der Bär zur Katze, mal mutiert er zur menschlichen Karikatur in vielerlei Form. Hier zeigt der Bär sein wahres Gesicht. Und wer in einer der Zeichnungen gar das Antlitz Adolf Hitlers zu erkennen glaubt, der liegt – wer weiß – möglicherweise gar nicht so falsch.

In diesen Zeichnungen wird wohl am ehesten deutlich, dass der Bär in Wirklichkeit vielleicht ein Mensch ist, so unbärisch ist der Ausdruck seiner Physiognomie. Sieht man die Vielfalt der Zeichnungen, wird klar, dass der Bär benutzt wird, um menschliche Wesenszüge zu entlarven. Die Bärenporträts erscheinen wie Studien menschlicher Typen und Charaktere, eingefangen in bestimmten Gefühlssituationen: glücklich, traurig, lustig, erschreckt, gelangweilt und in der Wirkung mal witzig, mal brutal, grotesk, nicht selten lächerlich. Man vergisst den Bären mit der Zeit – und sieht sich selbst. Botond hält sich und uns einen Spiegel vor und das eigene Wiedererkennen fällt nicht immer beglückend aus.

Interessant wie verblüffend ist, mit welcher unterschiedlichen Materialien Botond die skulpturale Annäherung an den Bären angeht. Da steht minderwertiges Pappmachee neben der klassischen Bronze und hochwertigem Edelstahl, Vergängliches neben dem Hehren und für die Ewigkeit Geschaffenen. Scheint das simple Pappmachee dem mit Holzwolle gestopften Plüschtier auf den ersten Blick doch eher zu entsprechen, so entrücken ihn Stahl und Bronze, Materialien aus denen man sonst Helden ein Denkmal setzt, in andere, höhere Sphären. Unverletzlich, wie gepanzert in einer Rüstung, erscheint er in den Edelstahlskulpturen und wirkt doch längst verletzt. Auch die Bronzeskulpturen dehnen den Hals, verschlanken den Kopf und zeigen in ihrer Verzerrung des ursprünglich rundlich-freundlichen Bärenantlitzes eher einen Zustand der Qual als heldenhafte Pose.

Seltsam erstarrt blicken uns aus den metallenen Gesichtern winzige von Botond selbst aus Glas gezogene Äuglein an, fast wie Aliens aus anderen fremden Welten, irritierend, faszinierend schön und abstoßend zugleich. Und letztendlich doch rätselhaft.

Blickt man auf die gesamte Werkgruppe, die sich aus heutiger Sicht als ein Forschungsprojekt über die menschliche Existenz erweist, so scheint Botond in diesen Porträtbüsten die höchste Verdichtung in seiner gesamten künstlerischen Auseinandersetzung mit dem Bären gelungen. In ihrer klaren Abstraktion bestechen sie durch die Form, ohne kalt zu sein und bewahren doch das Geheimnis des Bären und unseres irdischen Seins.

Michael Aue